

Martin Gross

Das letzte Jahr

Für Doris Ullrich

1. Teil

Aufzeichnungen aus einem ungültigen Land

5. Januar 1990

Ich gehe in diesem Land herum wie in einem stillgelegten Bahnhof. Unter dem Glasgewölbe hindurch, an den Fahrplänen und Schaltern vorbei, viel Staub, viel Licht und viel Stille. Dort hinten noch ein paar Leute, die auf den Bus warten. Das unbeschwertere Gehen durch ein Land, das sich aufgegeben hat. Was ich jetzt sehe, ist nicht mehr gültig - oder höchstens noch eine Weile. Unangefochten geht man umher, das Geld, das man ausgibt, die Gebote, die man übertritt, das alles hat nichts mehr zu sagen, es geschieht nur scheinbar. Nur man selbst gehört zur Wirklichkeit und zur Zukunft. Aber ich weiß, auch das ist nur Schein.

6. Januar

Noch immer gehe ich umher und denke, mein Gott, das müsstest du sehen. Was nützen die Briefe und die Fotos? Was nützt es, wenn du in vier oder fünf Wochen kommst, und alles ist mir schon alltäglich geworden. Jetzt, in den ersten Tagen, im allerersten Staunen, müsstest du hier sein. Also, beeil dich! Ich stelle mir vor, wie wir herumgehen und stehenbleiben und auf alles deuten. Vielleicht sieht dieses Land dann noch einmal ganz anders aus, vielleicht werde ich mich aber auch zum Fremdenführer aufspielen, und plötzlich kommt mir das meiste schon bekannt vor. Bisher ist davon allerdings noch nichts zu spüren, bisher reise ich noch herum und versuche, alles zu notieren, jede Beobachtung festzuhalten. Und weil wir nicht telefonieren können, werde ich dir noch einmal Briefe schreiben; kurze und lange, hastige und ausführliche Briefe: als ob es mich hinter alle Meere verschlagen hätte. Tag für Tag noch einmal diese altmodische Form. Ich schicke dir also Notizen aus einem ungültigen Land.

8. Januar

Wenn du, solange es noch Zeit ist, durch dieses Land fährst, nach Magdeburg, Halle oder Dresden zum Beispiel, und wenn du unterwegs durch Dörfer oder Landstriche gelangst: Du wirst nicht ankommen. Jedenfalls nicht heute. Es wird

gestern gewesen sein - oder vorgestern. Aber du hast ja gewusst, was dich erwartet. Überall hast du es lesen können: Dies ist das Land mit den vorwärtsgerichteten Parolen und der zurückgebliebenen Entwicklung. Du bist also auf Erinnerungen eingestellt, du bist darauf vorbereitet, noch einmal den allerersten Ausflug zu machen, mit dem Bus fuhr man damals, und den Kopf konnte man, bevor es endlich losging, nicht an die Scheibe lehnen, denn der ganze Bus hat immer so vibriert. Und jetzt erkennst du alles wieder: die leeren Chausseen, die geteerten Stämme der Telegraphenmasten und die Dörfer, in denen sich abends das Licht auf den Umkreis einiger Straßenlampen zurückzieht und Gebäude und Menschen von sich abstreift. Auch diese Straßenlampe stammt noch aus einer anderen Zeit, und fast möchte man sie fragen, was hast du denn gemacht, all die Jahre?

Wer in dieses Land fährt, reist nicht allein. Beinahe hält ihn sein Vater noch an der Hand. Er trägt die alten Schuhe, und im Gepäck, zwischen den Pullovern, liegt das Familienalbum der Mutter. Aber ich weiß, dass auch andere herüberkommen werden. Zuerst einmal werden sie klarstellen, in welcher Zeit wir uns eigentlich befinden, denn sie wollen Geschäfte machen, und Geschäfte macht man nur auf der Spitze der Zeit. Sonst könnte man ja den ganzen Osten für die Erinnerung reservieren, für Psychotherapien aller Art, und für die Suche nach der verlorenen Zeit. Man wird also die Uhren stellen und die Schreibtische ausräumen. Aber später erst, jetzt noch nicht. Heute, für den kurzen Augenblick vor dem Einmarsch der Baukolonnen, fährst du durch ein Land ohne Gegenwart.

Was sich gestern, als ich durch Magdeburg ging, in meine Erinnerung schob, (es war Sonntag - immer die Sonntage mit ihren leeren Straßen, und nachmittags durfte man zu Hartmanns hinüber, zum Fernsehen, einmal in der Woche; aber das fällt mir erst jetzt wieder ein) - was sich gestern in meine Erinnerung schob, waren diese Modellhäuschen für Spielzeug-Eisenbahnen: Bürgerhäuser mit Erker und Vestibül, Gebäude mit Dachreitern, Mauervorsprüngen, geschweiftem Giebel und mehrfach gegliederten Fassaden. Hier standen sie nun also auch: etwas beschädigt, vielleicht sogar unbewohnt, auf keinen Fall aber zeitgerecht. Du ahnst, dass ich nicht widerstehen konnte. Wohl hundertfach habe ich sie fotografiert, weil doch das späte Licht so weich auf ihnen lag. Ich bin also noch einmal durchs Kinderzimmer gegangen, in die Eisenbahnanlage hinein, die Hauptstraße mit den winzigen Geschäften hinunter, "Kaufläden" haben wir sie damals genannt und standen vor dem Ladentisch und streckten die Hand mit dem Einkaufszettel hinauf; gestern aber ging ich draußen vorbei und sah den Leuten ins Fenster. Und die Lust stellte sich ein, diese Spielzeughäuschen von

ihrer Stelle zu nehmen, nach Gutdünken umzugruppieren, eine Lust, die ich bis in die Fingerkuppen spürte. Da stand ich also und begann, Häuser und Läden zu verschieben. Auch Straßenbahnen und ein paar versprengte Passanten blieben nicht verschont. Wie leicht sich alles bewegen ließ! In einer Mischung aus Willkür und Spiellaune habe ich die Dinge neu geordnet.

xxDas war gestern. Seit heute wohne ich nun also hier im Gästehaus. Heute mache ich meine Pläne. Ich habe also vor, die Einzelheiten dieses 'historischen Augenblicks' zu studieren. Aber wie soll das gehen? Im Grunde genommen müsste ich nur zugreifen. Man braucht sich nicht länger zu beschränken, niemand mehr. Im Osten der Zusammenbruch, im Westen der Aufbruch. Das gilt nicht nur für Bauunternehmer und Bankiers, es gilt auch für Journalisten und Fotoreporter. Hier in diesen Städten findet man, was man bisher notdürftig hat erfinden müssen: Informationen, Proklamationen, Sensationen. überall liegen sie herum, man muss sie nur zusammentragen. Folglich hält man die Kamera bereit, das Mikrophon ist gerichtet. Denn was wird noch alles geschehen, während die alte Ordnung zusammenbricht? Was wird zu sehen sein, wenn die Bevölkerung ihre Arbeitsplätze verlässt und die streng bewachten Gebäude zum ersten Mal betritt? Was wird zu berichten sein, wenn mehr denn je auf den Straßen gefeiert und in den Geschäften gestohlen wird und wenn der Minister zur Hintertür hinausstürzt, den aufgebrachten Menschen aber trotzdem nicht entgeht? Es könnte ja fast eine Revolution sein, über die man berichten darf. Und glücklicherweise spricht man hier auch noch deutsch.

Das gilt für Journalisten, aber gilt es auch für mich? Bisher sitze ich nur in diesem Gästehaus (in "meinem" Appartement) und halte das Notizheft bereit. Es könnte losgehen. Der Koffer ist ausgepackt, der Stadtplan besorgt. Ich bin bereit. Ich bin gewappnet, das vielleicht letzte Abenteuer zu registrieren, das letzte Zucken vor der endgültigen Zivilisation. Aber es geht nicht, ich komme nicht in Fahrt. Das neue Jahr und die ganze unbekannte Stadt sehen mich so erwartungsvoll an, und auf einmal habe ich keine Fragen mehr. Den Gang dieser Revolution will ich beobachten? Schön und gut. Aber womit soll ich beginnen? Mit einem Besuch beim Bürger-Komitee? Mit einer Recherche bei der Polizei? Oder soll ich ein Interview vereinbaren - mit dem Bürgermeister zum Beispiel?

Vielleicht liegt das alles auch nur an diesem nüchternen, geschmacklosen und völlig überheizten Zimmer. Die Heizkörper abzdrehen, nutzt nichts. Es sind die Wohnungen nebenan, über und unter mir, von allen Seiten Hitze, Trägheit, Lähmung. Dem kann man sich nicht entziehen.

Und hier soll ich wohnen? Das ist nicht zu glauben. Hier in diesem Zimmer? Seit ich gestern zum ersten Mal hereingekommen bin, hält es Abstand, es ist auf Distanz gegangen, und aus der Entfernung starrt es mich jetzt an. Ich muss es erst einmal mit mir vertraut machen. Mit einem so verstörten Zimmer im Rücken kann ich nicht hinunter auf die Straße. Vorerst werde ich also nur dasitzen. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig; denn wer das Unglaubliche beobachten will, braucht zuerst einmal einen stabilen Platz. Ich starre also auf die Tapeten. Es sind trockene, spröde Tapeten; sie scheinen auch sehr dünn, fast transparent zu sein, ich kann mich anstrengen wie ich will, immer habe ich den Eindruck, unmittelbar einer Wand ausgesetzt zu sein.

Gerade habe ich die Balkontür, zu der es eisig hereinzog, mit einiger Mühe geschlossen. In der Wand steckt nämlich ein Nagel, an dem man die Klinke offensichtlich festzurren soll. So wird das hier gemacht. Im Prinzip wäre gegen ein wenig Kaltluft nichts einzuwenden, wenn sich nur die Balkontür nicht direkt neben dem Tisch befände. Es ist übrigens ein schmaler Tisch; mit Kunststoff ist er beschichtet, ein Feierabend-Tisch, an dem sich bei Bedarf ein Brot oder eine Bockwurst essen lässt. An diesem Tisch werde ich also schreiben, in den nächsten Tagen, den nächsten Wochen, wer weiß?

9. Januar

Wenn man die Abdeckplatte vom Herd nimmt, sieht man auf der Innenseite ein Hinweisschild, ein erstes Fundstück. Mit ihm werde ich meine Sammlung eröffnen: "In unserer Republik gibt es ca. 6. Mio. Haushalte. Wenn an einem Wochenende in allen Haushalten gekocht wird, ergibt sich ein theoretischer Mehrverbrauch von $0,09 \times 6,0 \text{ Mio.} = 720\,000$ Kubikmeter. Daraus ersehen Sie, dass es sich lohnt, auch die kleinste Menge an Energie zu sparen, weil die Masse der Gasanwendungsanlagen eine enorme Menge ergibt."

Ein so aufwendiger Begriff (Gasanwendungsanlagen) und eine so simple Logik: die Masse ergibt die Menge! Außerdem scheint man vorauszusetzen, dass die Leute hier mit abstrakten Dingen umzugehen wissen. Siebenhunderttausend Kubikmeter sind eine Zahl, aus der sie offensichtlich etwas "ersehen" können. Wenn überhaupt, dann würde ich aus diesen Zahlen das Gegenteil ersehen: dass es sich nicht lohnt zu sparen. Was sind 0,09 Kubikmeter gegen 700 000?! Die Nullen, die das Allgemeine hinter sich weiß, hast du als Einzelner vor dem

Komma. Das lohnt sich nun wirklich nicht. Es ist zu unausgewogen. Und vielleicht ist dieses Land genau an dieser Unausgewogenheit zugrunde gegangen. Offensichtlich konnten seine Bürger doch nicht mit so abstrakten Dingen umgehen.

Wie wichtig der Titel ist: Dr. Friedrich Fährmann! Lange habe ich auf dem Stadtplan nach der Friedrich-Fährmann-Allee gesucht. Aber im Straßenverzeichnis war sie weder unter "Fährmann" noch unter "Friedrich" zu finden. Wärest du auf die Idee gekommen, unter "Dr." zu suchen?

Die Straßen hier in der Gegend sind abends so dunkel, so wenig beleuchtet, dass von den Gesichtern der Passanten nichts zu sehen ist. Man trägt sie als schwarze Scheibe zwischen Mantel und Mütze. So dunkel sind die meisten Straßen in der Stadt. Stattdessen sieht man Sterne; mitten in der Stadt: Sterne!

10. Januar

Ich habe mit der Arbeit begonnen (mit einer Recherche über die politischen Ereignisse der letzten Wochen). Falls sie als 'Revolution' zu bezeichnen sind, dann fragt es sich zum Beispiel, was denn die Polizei dazu sagt. Als ich die Pressestelle betrete, möchte ich gleich das Fenster aufreißen, so dumpf und so ermüdend ist es hier. Der Pressesprecher ist allerdings ein lebhafter Mann: Natürlich, die Ereignisse der letzten Monate, das war eine Revolution, das Volk hat sich erhoben, das ist ganz klar (so klar sieht das offensichtlich nur die Polizei). Mit genaueren Auskünften kann er mir aber leider nicht dienen, denn die Ermittlungsarbeit läuft ja noch.

Und was ist aus den Polizisten geworden, die für die Übergriffe auf Demonstranten verantwortlich sind? - Nun, die leitenden Offiziere wurden vom Dienst suspendiert, ein solches Fehlverhalten muss geahndet werden, wie gesagt: die Ermittlungen sind im Gange. Aber man darf diese Dinge nicht verallgemeinern. Der Polizei als ganzer darf man so etwas nicht anlasten, jeder Staat braucht ja eine Polizei. Und welche Entgleisungen sich die Staats- und Parteiführung erlaubt hat, das wird ja erst allmählich bekannt. Wir sind doch alle betrogen worden. Da darf man gar nicht dran denken. Aber jetzt ist man dabei, eine völlig neue Polizei zu schaffen, sie soll bürgernah sein, keinen militärischen Charakter haben und vor allem, wie gesagt: Bürgernähe, darauf kommt es an, denn jetzt wird sich zeigen, was in einem wirklichen, einem demokratischen Sozialismus möglich ist.

Der Pressesprecher lächelt so hoffnungsfroh, dass ich ein freundliches Nicken nicht unterdrücken kann. Gleich wird er mir erklären, die zukünftige Hauptaufgabe der Polizei bestehe darin, alte Menschen über die Straße zu begleiten. (Und aus diesem Gespräch soll eine Reportage werden?) Dennoch: ich habe mich mit Gruß und Handschlag verabschiedet, schließlich ist dieser Polizist doch ein liebenswerter Mann. Schon allein, dass es ihm gelingt, in einem so müden Büro wach zu bleiben, wäre eine Auszeichnung wert. Und dass er mir nichts Genaues berichtet hat? Ja was kann denn er dafür?

11. Januar

Dein erster Brief: Es hatte geklopft (dass die Klingel defekt ist, weiß ich erst jetzt) - es klopft also, und ein Postbeamter hält mir den Brief entgegen. Im ersten Augenblick bin ich etwas alarmiert: Ein Eilbrief, und dieser Mann ist extra deswegen hierher gefahren. Das sieht nach schlechten Nachrichten aus. Aber ein erstes Überfliegen zeigt: alles in Ordnung.

Ich bin die Brunnenstraße hinaufgegangen, an den winzigen Geschäften vorbei, "Leb--smitte " stand in verwaschenen Buchstaben über einem Schaufenster, in dem sich ein rostiger Käfig mit Kartoffeln befand. Und dann diese ruinierten Häuser: Angenagt sind sie alle, von einem Geschwür befallen, von einer grassierenden Seuche infiziert.

Einmal sah ich eine Schlange von Leuten, und es war gar nicht abzusehen, wo sie begann. Ich habe ein Foto gemacht, und man hat mir zugelächelt. Diese geduldigen Menschen haben sich mir zugewandt; sie haben sich aufgerichtet, das Gesicht geradeaus und die Hände vor dem Unterleib gefaltet, als sei ich ein Werbefotograf. Später kam ein Polizist und hat zum Megaphon gegriffen; in den freundlichsten Worten hat er versucht, die Leute zu zerstreuen. Was ich allmählich verstand, war, dass dort vorne ein westdeutscher Buchclub eröffnet werden sollte. Allerdings konnte man noch gar nichts kaufen, denn es handelte sich lediglich um ein Informationsbüro. Aber Mitglied durfte man schon einmal werden, für die Zeit danach. All diese Leute wollten also Mitglieder werden: eine mehrere hundert Meter lange Schlange! Und der Polizist rief dazu auf, in den nächsten Tagen wiederzukommen, das Büro würde ja schließlich den ganzen Monat über geöffnet bleiben. Aber niemand ging, keiner verließ die Schlange. Man hat offenbar so seine Zeichen, und auch wenn alles Lüge ist, den Warteschlangen vertraut man, sie sind ein sicheres Indiz: Hier ist etwas zu holen.

Das Opernrestaurant: Als ich ankam, standen zwei ratlose Afrikaner und eine resolute Kellnerin im Foyer. Offensichtlich gab es keine freien Plätze mehr. Dabei sah man bereits von der Tür aus, dass höchstens ein Drittel der Tische besetzt war. Die Kellnerin erklärte allerdings, dass für die nächsten Stunden alles reserviert sei, und tatsächlich sah ich auf vielen Tischen entsprechende Schilder. Ich habe trotzdem gezögert und mir die Speisekarte angesehen. Kaum waren die beiden Afrikaner außer Sicht, da kam auch schon die Kellnerin zurück, bat mich, ihr zu folgen, wies mir einen Tisch zu (einen ganzen Tisch für mich allein!) und stellte ohne jede Verlegenheit das Reservierungs-Schildchen beiseite. So geht das also. Man hat mir ja oft genug von solchen Szenen berichtet, und ich habe immer eine gereizte Atmosphäre damit verbunden: abfällige Bemerkungen auf der einen, lautes Gezänk auf der anderen Seite. Aber hier im Opernrestaurant verlief alles so diskret und reibungslos, dass ich die oft beschriebene Szene fast nicht erkannt hätte. Was mir in den Berichten anderer schon nach wenigen Worten klar vor Augen stand, wollte sich hier zu keinem Begriff zusammenfügen. Was war denn schon geschehen? Ich habe es doch im Grunde gar nicht genau gehört. So saß ich also in einem fast leeren Restaurant, um mich herum viel Platz, viel Ruhe und ein gelangweiltes Personal. Weil ich das Gefühl hatte, beobachtet zu werden, habe ich mich beeilt.

12. Januar

Ein zweites Interview: Der Staatsanwalt. Du kannst einfach aufs Gericht gehen und deine Fragen stellen, zumindest, wenn du aus dem Westen kommst und scheinbar mit der Presse zu tun hast. Am Eingang steht zwar ein Polizist, aber wenn er dich kommen sieht, mit hellem Mantel und dunkler Tasche, lässt er dich passieren. Er nickt dir sogar zu. Vielleicht ist das überhaupt das Entscheidende: Während du die Eingangsstufen hinaufgehst, lächelst du gönnerhaft, du wirst also wohl eine Persönlichkeit sein, und so ein Polizist ist froh, dass du ihn überhaupt wahrnimmst.

Im Prinzip kann man sich überall erkundigen. Ich habe es gleich an der ersten Tür versucht; und man rief nicht einfach nur "Ja" oder "Herein". Nein, eine Sekretärin kam selbst an die Tür und hat mir geöffnet. Ausgesprochen freundliche Sekretärinnen arbeiten hier, sie begegnen einem mit diesem reizvoll gesenkten Blick, die einen Mann erst zum „Mann“ machen. Und wenn man sich dann auch noch nach einem Staatsanwalt erkundigt, stellen sie keine weiteren Fragen. Stattdessen wird man ins Besucherzimmer geführt und mit Kaffee versorgt. Milch aller-

dings, nein, Milch hat man hier keine. Aber dann, nachdem Kaffee und Zucker auf dem Tisch stehen, könnte die Sekretärin - oder vielleicht ist sie auch eine Sachbearbeiterin oder eine Referentin - was auch immer, sie könnte jetzt eigentlich gehen. Warten, das kann ich doch alleine. Aber sie bleibt. Sie steht mit all ihren so entgegenkommenden Blicken im Zimmer; und es ist durchaus nicht so, dass sie nun etwas tut oder sagt, darauf wäre ich ja noch gefaßt, nein, sie steht einfach nur an der Tür und zeigt mir ihr dienstbereites Gesicht. Ja, wenn ich genau hinsehe, spricht ihre ganze weibliche Figur von diesem Entgegenkommen, und schon beginne ich selbst zu glauben, dass ich sie brauchen werde. (Ich weiß: das geht zu weit. "Typisch!" höre ich dich sagen. Halten wir also fest, dass diese typische Konstellation einen historischen Augenblick lang in ihr ursprüngliches Klischee zurückfindet: der fremde, vielleicht sogar weltgewandte Mann und das einheimische, süße Mädchen. Ja, natürlich.) Dabei geht eigentlich nichts Verführerisches von ihr aus, nur diese stille Bereitwilligkeit. Selbst als ich mich im Besucherzimmer umsehe, will sie mir behilflich sein. "Ja, so sieht das noch immer aus", sagt sie, und was sie damit meint, ist ein kleines, aber etwa sechs Meter hohes Zimmer, vielleicht ist es einmal Teil eines Ganges gewesen. Ich befinde mich in einer Streichholzschachtel, die man ausgerechnet auf die kleinste ihrer Flächen gestellt und dazu noch gelb gestrichen hat. Eine Ecke ist allerdings weiß gekachelt. Dort hat man ein Waschbecken angebracht. An seiner Unterseite ziehen sich die Streifen gelblicher Ablagerungen entlang, und auf dem Beckenrand liegt alt und vertrocknet ein Stück Kernseife. Niemand hat sie benutzt, niemand hat sie weggeworfen.

Und der Staatsanwalt? Was soll ich sagen; er ist ein ruhiger Mann, der eine Strickjacke trägt. Vielleicht wirkt er deshalb wie ein Handwerksmeister. Man hat ihn aus seiner Werkstatt gerufen, und er hat sich nur flüchtig umziehen können. Aber immerhin: dieser Mann ermittelt gegen die ehemaligen politischen Größen des Bezirks und zwar wegen Amtsmissbrauch und Korruption. Am liebsten würde er gegen alle auch noch ein Verfahren wegen Hochverrats einleiten. "Hochverrat?" frage ich erstaunt, und er nickt gelassen. Aber man hat ja keine Beweise in der Hand. Die Angeklagten schweigen, ihre Komplizen auch, die Unterlagen haben sie beseitigen lassen, und jetzt halten sie alle zusammen. Da braucht man gar nicht nachzufragen. Die geben einem immer nur die gleiche Antwort. Da ist nichts zu machen. Absolut nichts.

Und er selbst? Hat er denn als Staatsanwalt nicht auch das alte System gestützt? Nein, so kann man das nicht sagen, er hat Kriminalfälle bearbeitet, Erpressung zum Beispiel oder Vergewaltigung. Und so was muss doch in jedem Staat bestraft werden; auch die Kollegen im Westen haben ja eigentlich keine andere Aufgabe. Mit denen wird man sich also wohl verstehen. Nein, "das System gestützt", das wäre nun wirklich übertrieben. Da brauche ich gar nicht weiterzufragen. Er kann mir da immer nur die gleiche Antwort geben. Da ist nichts zu machen, absolut nichts.

13. Januar

Gruber (der Hausmeister) erwähnt, dass er für ein paar Tage in Kassel war, bei seiner Schwester. Früher war das immer ein Problem, bis die Schwester zu Besuch kommen durfte. Und dann kam sie jedesmal mit einem Kofferraum voll Kleider, Kaffee, auch mal ein Toaster und solche Sachen. Mensch, hat man sich da vielleicht doof gefühlt, als Bittsteller fast, richtig geschämt. Und wir, was hätten wir denn schon schenken können? Einmal hab ich eignes Briefpapier für sie drucken lassen, mit einem Wasserzeichen, und sie hat es nicht einmal gemerkt. Das ist ihr gar nicht aufgefallen.

15. Januar

Heute war ich im Archiv des *Morgen*, der Regionalzeitung der CDU. (Daran muss ich mich erst einmal gewöhnen, dass jede Tageszeitung einer Partei gehört. Es ist so übersichtlich eingerichtet, dieses System von Parteien, die Jahrzehnte lang darum bemüht waren, das gleiche zu tun und zu denken.) Es schien mir allerdings fraglich, ob ich so einfach und ohne weiteres ins Archiv einer Zeitung gelangen würde. Welche Regeln hatte ich zu beachten und welches Losungswort zu flüstern? Ich war auf Schwierigkeiten gefasst, aber offensichtlich existieren augenblicklich weder Regeln noch Losungsworte. Niemand weiß so recht, wie er mir begegnen soll. Ich lasse mich also geradewegs und ohne weitere Erklärung in eine winzige Kammer führen, einen dämmrigen Raum, der durch zwei Regalreihen rechts und links noch dunkler und schmaler geworden ist: das Archiv.

Am Fenster sitzt ein älterer Mann, der, als er mich eintreten sieht, ein winziges Radio ausschaltet. Wie sich herausstellt, kann man das Archiv einsehen, selbstverständlich. Aber so selbstverständlich kann das gar nicht sein, denn dieser

Raum ist nicht auf Besucher vorbereitet, es gibt ja nicht einmal Platz für einen einzigen. Und die Zeitungen? Jeweils mehrere Nummern sind zwischen Pappdeckel geklemmt und mit blauen Kordeln verschnürt. Und keine Ausgabe umfasst mehr als acht Seiten. Die Distanz zu den Ereignissen des vergangenen Oktober reduziert sich folglich auf einen Zeitungsstapel von wenigen Zentimetern. In einer Randnotiz ist zunächst von den Aktionen "einiger Rowdies und Krimineller" die Rede, obwohl doch zu dieser Zeit schon die halbe Stadt auf den Beinen gewesen sein muss. Wie lässt sich eine so spärliche Berichterstattung erklären? - Ja, was soll man da sagen? Noch scheint der Archivar über keine Sprachregelung zu verfügen. Er spricht lediglich von "Vorgängen" und "Zwischenfällen", und die ganze Antwort wird zu einer rhetorischen Irrfahrt. Damals gab es einige vielleicht unverständliche Bedingungen. "Von heute aus betrachtet, sieht das wieder ganz anders aus", erklärt der Mann, dann schweigt er unvermittelt und nachhaltig. Ich muss offenbar hartnäckig bleiben. "Sie sprechen von Zensur?", frage ich schließlich.

Nun ja, das ist so ein Wort..., der Mann setzt sich zurecht, schlägt die Beine übereinander, wendet den Kopf zur Seite und greift, vermutlich ohne es zu registrieren, nach einem Bleistift. Sich Zeit zu lassen, vorsichtig gegenzusteuern, das hat er offenbar gelernt. Und außerdem, was gibt es über die Zensur zu sagen? Der Archivar hebt nun wieder den Kopf, ja, so kann man sich vielleicht am ehesten aus der Affäre ziehen: Man tut ganz harmlos, was soll man viel darüber reden? Die allgemeinen Nachrichten übernahm man doch ohnehin, darauf hatte man keinen Einfluss. Eine Zeitung wie der *Morgen* war doch nur für den Lokalteil verantwortlich, alles andere kam von ADN. Und schließlich gab es auch einen Chefredakteur. Der hat wohl hin und wieder gebremst: Tragen Sie nicht so dick auf, bereiten Sie uns keine Schwierigkeiten. Dass dies ein unglücklicher Mann war, scheint der Archivar andeuten zu wollen; aber hier, dieser Artikel vom 9. Oktober, der stand ganz am Anfang der Wende. Da hat eine Redakteurin gesagt, wie es ist. "Schluss mit den Lügen", das ist der Titel, hier sehen Sie. Der Archivar versucht mir die Zeitungsmappe auf den Schoß zu legen, beginnt dann aber, Beistelltisch, Stuhl und einen Hocker so umzugruppieren, dass wir etwas mehr Platz haben. Er bewegt sich so bedächtig, so langsam, dass ich versucht bin, selbst mit Hand anzulegen. Aber ich weiß ja nicht, in welche Ordnung er das alles bringen will. Immer darauf bedacht, beim Umräumen keinen der Zeitungsstapel von den Regalen zu streifen, berichtet er, dass bisweilen auch ein Mann, den man "Lockenkopf" nannte, in die Redaktion kam. Er war, wie sich herausstellte, ein Mann von der Staatssicherheit, ein geduldiger Mann. Vor allem

schien ihn zu interessieren, was der eine oder andere Redakteur mit einer bestimmten Andeutung gemeint hatte; und über die Jahre hat man sich richtig an ihn gewöhnt. Es hieß dann immer nur: "Der Lockenkopf ist wieder da", aber es ist niemandem je etwas geschehen.

Inzwischen ist der Tisch freigeräumt, wir können ihn also an die Wand rücken. Der Archivar spricht unterdessen immer langsamer und leiser; ist dies noch immer die alte Rücksicht? Es scheint eher, als ob ihm der neue Wortlaut noch nicht von den Lippen wolle, als ob er zwischen den Eisbarrieren der alten Sprache erst mühsam eine Fahrrinne bahnen müsse. Und noch etwas fällt auf: Dieser Mann hat Zeit. Erst allmählich begreife ich, dass seine bedächtige Art, das Zimmer umzuräumen, nicht darauf zielt, meine Neugier zu zermürben. Er scheint sich im Gegenteil darauf einzustellen, noch stundenlang mit mir zu reden. Dabei habe ich doch in einer halben Stunde meinen nächsten Termin.

16. Januar

Jedes Mal, wenn ich den Blick über den Bildschirm hebe, sehe ich auf dieses ab-rissreife Haus. Das heißt: ich sehe zu meinem Fenster hinaus und zu den gegen-überliegenden Fenstern wieder hinein, so als wäre der Blick gar nicht im Freien gewesen. Es sind staubige, zersprungene, zerschlagene Scheiben, hinter denen sich zwei Kartons, ein letzter Stuhl, ein paar Stangen oder Bretter abzeichnen. Wenn ich wenigstens auf die Straße hinuntersehen könnte, auf ein paar Autos, ein paar Menschen, ein paar Bewegungen! Aber das alles gleitet unter meinem Blickfeld hindurch und will mir vortäuschen, ich sei allein und verlassen. Natürlich könnte ich auf den Balkon hinaustreten und mich vom Gegenteil überzeugen.

Die Zeichen stimmen nicht überein! Ich bin ein wenig durch die Stadt gefahren, mit der Straßenbahn nach Mühlheim hinaus (15 Pfennig kostet das!). Unterwegs sah ich Leute, die vor einer Villa standen, und ich konnte mir nicht erklären, warum sie dort so zahlreich warteten. Die Schlange zog sich durch den Garten bis auf die Straße hinaus, ruhig, geduldig, farblos. Wie immer. Aber warum standen so viele Leute dort? Schließlich erkannte ich ein kleines Schild am Gartentor: "Staatsbank". Das "West-Geld" also! Hier durften hundert Ost-Mark zum Kurs von 1:1 getauscht werden (auf dem Schwarzmarkt bezahlt man gegenwärtig 1:12!). Man nutzt massenhaft die Gelegenheit, das ist nichts Neues. Allerdings hätte ich im Bedarfsfalle diese Bank niemals gefunden. Nach breiten Glas-

flächen und einer Leuchtreklame hätte ich Ausschau gehalten, aber doch nicht nach einer zerfallenen Villa...

Noch immer komme nicht voran. Meist gehe ich durch die Stadt und könnte nicht sagen, was ich eigentlich unternehme. Zur Post bin ich schon zweimal gegangen, um einen Brief aufzugeben, (Eilbriefe, damit sie dich überhaupt in absehbarer Zeit erreichen). Ansonsten noch immer diese Benommenheit. Das stumme Beobachten einer stummen Entwicklung. Und überall diese Menschen, die mich so müde machen. Sie scheinen auf meine Aktivität zu warten, dabei will ich doch nur zusehen. Ich müsste sie alle ankurbeln, bevor ich mich als Betrachter zurückziehe. Jedes Interview gleicht einem hinterlistigen Kampf um die passive Position. Außerdem gibt es weiß Gott nichts Revolutionäres zu berichten: keine Straßenschlachten, kein Militäreinsatz, kein Widerstand, keine Eruption, kein Drama. Alles gleitet dahin, zerläuft sich, lächelt ein wenig. Und hier soll ich recherchieren, fotografieren, dokumentieren, diese ganzen Dinge, für die man wach sein muss? Aber es geht nicht. Absolut nicht. Ich glaube, jetzt stellt sich heraus, was wir die ganze Zeit über nicht wahrhaben wollten: dass diese Reportagen nur ein Vorwand sind (oder bestenfalls eine Vorarbeit). Im Grunde genommen habe ich doch nur ein paar romantische Fragen, so als könnte ich hier endlich erfahren, wie es zugeht, wenn ein Staat zusammenbricht; als könnte ich dabei sein, wenn sich die Haltlosigkeit zeigt, über der das Gesetz errichtet ist; als könnte ich mit etwas Glück sogar erleben, wie die Macht nach Atem ringt und dabei die Augen schließt und wie sich alles im Leben ändert. So ungefähr lauten doch meine Erwartungen, und das Problem ist, dass ich das niemandem erklären kann. Andererseits kann ich es ja auch nicht vertuschen. Mit solchen Vorstellungen lässt sich überhaupt nichts anfangen, sie stehen mir nur schattenhaft im Weg und machen mir die Arbeit schwer. Einfacher wäre es, ich wäre Journalist. Schon von Berufs wegen hätte ich dann alles ernst zu nehmen, (auch mich selbst). Ich wüsste genau, warum ich hier bin. Ich hätte meine Aufträge, meine Termine und mein Honorar.

Aber ich kann dieses Land nun einmal nicht ernst nehmen, es hat sich ja selbst den Bankrott erklärt. Verschwunden ist das gelähmte, vorsichtige Verhalten, mit dem man sonst durch den Osten gereist ist. Verschwunden ist aber auch die Neugier, mit der man fremde Länder erkundet. Hier ist man irgendwie zu Hause und erinnert sich. Man läuft zwischen diesen abgelegten Dingen herum wie ein Schatten, ein Geist, ein Toter. Das ist es, was mich zugleich so benommen und so leicht macht: kein Körpergewicht.

Wie soll ich dir das erklären? Ich kann es nur umschreiben: Es ist ungefähr so, als sei deine Wohnung über Nacht um ein paar Zimmer größer geworden. Da stehst du betroffen im ersten Morgenlicht und musst dich zurechtfinden. Zwischen Küche und Schlafzimmer befindet sich ja nun eine Tür und dahinter ein Flur mit ein paar verstaubten Räumen. Dort, im Dunkeln liegen sie, und du wagst noch gar nicht hineinzugehen. Möglicherweise gibt es diese Zimmer schon lange, nur hast du sie noch nicht bemerkt. Jetzt sind sie jedenfalls da, und du solltest sie endlich erkunden, denn das alles gehört offenbar zu dir.

Ungefähr so kann man sich das vorstellen. Und so ist es auch. Andererseits hat hier alles seine eigene Banalität, seine Alltäglichkeit, und jeder nimmt sie ernst. Ich kann den Leuten doch nicht ins Gesicht sagen, dass sie nur in einem Zauber existieren. Solange man sich eine solche Absurdität ausmalt, ist das vielleicht ganz kreativ, sobald man ihr allerdings näherkommt, befällt sie einen selbst. Plötzlich ist es dann umgekehrt: Die anderen, die sind dann alle völlig normal, nur man selbst ist hier ganz fehl am Platz. Was treibe ich denn bloß das ganze Jahr? Ich schreibe ein Buch - ach du liebe Zeit!

18. Januar

Jedes Mal, wenn ich in meine 'Wohnung' komme, staune ich über die leichten Türen. Nicht nur, dass sie sich leicht bewegen lassen, nein, sie scheinen aus Pappe zu sein. Fast gehen sie von alleine auf, sobald das Schloss geöffnet ist.

Diese Kaufhallen: Nicht, dass sie mir sonderlich fremd vorkäme. Im Gegenteil: Verglichen mit den Märkten und Basaren, wie man sie aus Südeuropa kennt, ist mir hier alles ziemlich vertraut: Einkaufswagen, Regalreihen, Preisschilder, Wurststände, Kassenbons - kein Problem. Dann beginne ich allerdings zu zweifeln. Ich kenne alles, aber es stimmt jedesmal nicht ganz: die Beleuchtung, der Fußboden, die Akustik, die Verpackung, der Geruch. Selbst die Warteschlange draußen vor dem Eingang ist nicht dieselbe. Ich stelle mich hinten an und frage mich, ob ich wohl jemals einen Einkaufswagen werde ergattern können: da stehen mindestens fünfzig Leute vor mir. Aber dann ruckt die Schlange in wenigen Minuten hopplahopp zur Tür hinein; und ich habe gerade noch Zeit, über die grünen Schaufenster zu staunen.

Als ich später noch einmal ins Schaufenster sehe, begreife ich noch immer nicht, woher diese Farbe kommt. Alles ist in meergrünes Licht getaucht: Dosen, Gläser und eine lange Reihe von Aluminiumgefäßen, deren Zweck ich nicht erraten kann. Dass dieses Schaufenster mir so fremd erscheint, liegt aber nicht allein an diesem grünen Licht und an den merkwürdigen Gefäßen mit hölzernem Griff; es liegt auch daran, dass man nirgends die einzelne Ware sieht, immer nur eine eng gedrängte Menge. Massenszenen wie in den proletarischen Filmen: Karottendosen und Krautgläser in endlosen Doppelreihen. Es scheint viel zu geben, aber von allem immer dasselbe.

20. Januar

Mittags wieder im Opernrestaurant. Wie groß man sich fühlt, mit dem richtigen Geld! Wo gibt es denn sonst etwas für 34 Pfennige? (Und die sind noch 3:1 getauscht - also: ein Mineralwasser für 11 Pfennige!) Wenn du hier sitzt, isst, bestellst, bezahlst, kannst du dir vorstellen, wer du sein wirst, wenn endlich einmal etwas aus dir geworden ist.

Die Kellnerin: stumm, streng, eilig. Sie kommt herüber und bleibt an meinem Tisch stehen, was offenbar das Zeichen dafür ist, dass ich bestellen kann.

Die Oper ist übrigens eine flache Schachtel auf ein paar dünnen, aber regelmäßigen Betonbeinen. Als sei das Rechteck das einzig proletarische Prinzip, wiederholt es sich in alle Endlosigkeit. Rechteckig sind: das Foyer, die Garderobe, das Restaurant, womöglich sogar der Opernsaal selbst; rechteckig sind aber in jedem Falle: Deckenverkleidung, Lampen, Entlüftungsschächte, die Spiegel, die Theke, die Tische sowieso, alles schön in einer Linie. Und der Fußboden! Ich sitze auf rechteckigem Dielenparkett; allerdings nur auf dessen Kunststoff-Imitation. Die Kellnerin bleibt weiterhin stumm. Sie bringt das Essen und wendet sich wieder ab. Dabei hat sie es jetzt nicht einmal eilig. Erst als ich mich auf mein Ragout konzentrieren will, mich also endlich dem Tisch zuwende, registriere ich das für mich bereitete Arrangement: eine halbvertrocknete Pflanze, daneben ein Glas mit Zahnstochern und ein Salzstreuer, gelb und weiß, und alles auf einem braun karierten Deckchen. Und da soll man nicht überheblich werden? Ich mache ein Foto, und eine Frau kichert. Jetzt, im Nachhinein, kann ich mich gar nicht

mehr entsinnen, ob ich mich umgesehen habe. Aber ich bin mir sicher: Da hat eine Frau gekichert.

"Kommt bei Ihnen noch was?", fragte die Kellnerin nach dem Essen. Was für eine Frage! Ich brauchte einen Augenblick, bevor ich antworten konnte. Immerhin, zuletzt hat sie doch noch etwas gesagt.

Es ist tatsächlich eine "verworrene Sache": Ich schreibe dir und schreibe immer auch knapp an dir vorbei. Du hast recht: Ich füttere meinen Computer, das steht im Vordergrund. Und falls ich das alles wirklich einmal in einem Buch zusammenfasse, müssen wir zuerst einmal Privates und Politisches entwirren. Natürlich wird das Persönliche gestrichen, was allerdings eine Verfälschung ist, denn darin liegt ja mein Rückhalt. Die anderen Passagen dagegen, die brauchen meist selbst eine Stütze. Oft wissen sie gar nicht, an wen sie sich halten sollen; ich versuche dann, die Augen zu schließen und ihnen nur zuzuhören, das geht. Aber manchmal, wenn es schlimm wird, öffnet man doch die Augen und sieht sich von künftigen Lesern beobachtet. Und auf einmal sind diese Briefe wie ein Gespräch in der überfüllten U-Bahn: Ich erzähle dir, während alles vor sich hinstarrt und trotzdem lauscht. Dann hilft es nichts, und ich muss abrechen. So will ich nicht mit dir leben, das ganze Jahr.

21. Januar

Heute bin ich bei den Verwandten gewesen, und es ist alles gut gegangen. Keine groben Missverständnisse. Ein wenig Beklemmung, aber man kam miteinander ins Gespräch. Man hat sich betastet, und hinterher hat man sich verstohlen auf die Handflächen gesehen, weil man der unbekannten Empfindung noch nicht trauen wollte. Ja, wenn du dabei gewesen wärest! Das hätte gleich alles verändert.

Also, wie ist es gewesen? Etwa um acht habe ich die Vorstadt erreicht: einige Hauptstraßen, an denen sich der aufgehäufte Schnee entlangzieht, dann Grünflächen (aber eigentlich sind sie jetzt schwarz) und ein paar Hochhäuser. Ich sehe keine Menschen und wenig Licht. Offensichtlich schläft die Stadt bereits (es ist wieder Sonntag). Das Haus in der Michelsburger Straße erweist sich als ein schmales Reihenhauses. Als ich geklingelt habe, beschleunigen sich die Dinge vorübergehend: Lichter gehen an, Türen schlagen, Stimmen kommen näher. Es ist kalt im Flur. Beim Händeschütteln sehe ich die beschlagenen Scheiben, und

ich weiß wieder, wie mühsam es ist, den Frost draußen zu halten, wenn Fenster und Türen undicht sind. Onkel Paul wirkt steifer, als man ihn mir immer beschrieben hat: Knapp ist seine Begrüßung, und schon hält er die Hausschuhe für mich bereit. Außerdem spricht er mich versehentlich immer wieder mit "Sie" an. Es fällt nicht schwer, in ihm den Soldaten zu erkennen, den Major a.D. Dennoch: Ich bin "herzlich willkommen"; das ist gar keine Frage. Es ist auch keine Frage, dass sich bereits die halbe Verwandtschaft hier versammelt hat: Menschen, die ich eigentlich kennen müsste, schließlich hat man mir seit jeher von ihnen erzählt. Das ist nun also Tante Elke, und das ist Onkel Theo, der damals bei Carolas Hochzeit illegal zwei Schweine besorgt und eigenhändig geschlachtet haben soll. Was seit Jahrzehnten eine bekannte Anekdote war, wird plötzlich unwahrscheinlich. Auf einmal verblassen die bekannten Familienlegenden hinter diesen unbekannten Menschen. Nicht einmal mit den zuhause so oft herumgereichten Fotos wollen sich diese Gesichter in Übereinstimmung bringen lassen. Aber auch die Verwandten wirken erstaunt: Nach all den Jahren ist nun doch einer von 'denen' herübergekommen. Und als müssten sie sich selbst noch einmal bestätigen, dass ich unmöglich völlig fremd sein kann, rekonstruieren sie die Familienbeziehungen: Ich bin also der Sohn der Nichte von Richards Mutter. Einen Begriff für diese Art von Verwandtschaft gibt es nicht, und so taucht dieser verschlungene Genitiv heute Abend noch häufiger auf. Und mit jedem Mal wird es deutlicher: Hier lebt und denkt man tatsächlich noch in Familien.

Wer hereinkommt, reibt sich die Hände am Kachelofen. Man erklärt, alles sei ein Chaos geworden. Aber man spricht nur allgemein davon, und so genau ich auch nachfrage: Bisher hat niemand das Chaos persönlich erfahren. In Barbaras Betrieb läuft die Arbeit schleppend und lustlos wie immer, und in der Schule gibt es ein paar harmlose Reibereien. Aber man kennt das Chaos bereits von weitem, aus der Firma des Nachbarn zum Beispiel und aus den Nachrichten. Es ist ein stockendes Gespräch, und ich spüre, dass man mehr über mich wissen will: Was habe ich denn eigentlich genau vor? Für wen schreibe ich? Und was verdient man dabei? Noch mag sich niemand danach erkundigen, man muss sich erst nähern und will eine direkte Frage noch nicht riskieren. Für einen Moment bin ich mir wieder unsicher, ob ich versuchen soll, alles zu erklären. Soll ich wirklich erklären, ich sei gekommen, um den Zerfall eines Staates zu beobachten, die Absurditäten seines Niederganges? Es würde doch auch niemand einem Sterbenden erklären, er sei gekommen, um den Tod zu sehen. So etwas behält man für sich. Außerdem erwartet die Verwandtschaft eine konkrete Auskunft, dabei geht ja diesmal die Verführung von etwas Abstraktem aus (von dem,

was man einen "historischen Augenblick" nennt). Aber hier scheint niemand etwas von einem historischen Augenblick zu spüren. Hier am vermeintlichen Ort des Geschehens bleibt ein solcher Begriff stumpf. Zu fern ist er für diejenigen, die dicht an den Ereignissen sitzen. Sie sagen nur eilig "ja ja" und nicken dazu. Um den Augenblick der Leere zu überbrücken, beginnen sie noch einmal von vorn: Du wirst Hunger haben, sagen sie und werden geschäftig. Ich bin gewarnt: Wir sprechen alle deutsch, aber nicht dieselbe Sprache.

Während man am Tisch sitzt, neben dem Gurkenglas und dem Tee, fällt, eher ironisch als besorgt, die Bemerkung, dass man eigentlich gar keinen Tee mehr trinken könne (wegen des verseuchten Grundwassers). In der Stadt kursieren die spektakulärsten Gerüchte: Bisher geheimgehaltene Untersuchungen belegen angeblich, dass die Zahl der Krebstoten um etwa zehn Prozent höher liegt als in anderen Gegenden. Und nun? Was soll man jetzt machen? Also, dass die nicht einfach mal sagen, was Sache ist! Nach allem, was in den letzten Monaten geschehen ist, fände es wohl niemand besonders erstaunlich, wenn auch noch das Leitungswasser gesperrt würde; nur dass überhaupt irgendwer irgendwas beschließt, das erwartet man. Fast möchte ich erwähnen, dass von nun an bestimmte Leute davon leben, alarmierende Nachrichten zu verkaufen, während andere davon leben, nicht zu sagen, was "wirklich Sache" ist. Und ich möchte hinzufügen, dass es ab sofort ohnehin keine einfache, "wirkliche Sache" mehr gibt. Das alles könnte man erklären, und schon hätte man sich als Sieger aufgeführt.

Unterdessen hat ein paar Mal leicht der Boden gezittert, die Vitrinen haben geklirrt, und das Ofentürchen hat sich bewegt. Schuld daran ist die Kälte, sagt Tante Barbara. Wenn die Erde gefroren ist, überträgt sich das Vibrieren der Straßenbahn bis hierher. Die Gleise führen in etwa fünfzig Metern Abstand am Haus vorbei. Auch Barbara erschrickt dann immer, es ist als ob sich etwas unter dem Haus bewegt, aber was soll man machen? Außerdem dauert das ja nur ein paar Wochen im Jahr.

Diese Verwandten sind für mich übrigens noch immer eine ziemlich unbestimmte Ansammlung von Menschen. Ich kann mir nur ein paar Einzelheiten merken - zum Beispiel, dass Barbara die Schwester von Onkel Paul ist. Die beiden scheinen sich aber nicht besonders zu verstehen. Immer wieder bringt sie spitze Bemerkungen an. "Frag doch deinen Kumpel von der Stasi", sagt sie zum Beispiel, als ich von der Suche nach Interviewpartnern erzähle. Onkel Paul wehrt sich lautstark gegen den Begriff "Kumpel", also ein Kumpel ist das nun wirklich

nicht. Aber immerhin: dieser "Bekannte" oder vielmehr "Schulfreund" ist Stasi-Offizier gewesen. Man könnte ja mal versuchen, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Onkel Paul verspricht, ihn morgen anzurufen. Natürlich, das wird er probieren, plötzlich ist er mit seinem Stasi-Kumpel doch noch zu etwas nütze. Und er kann jetzt laut und triumphal darüber reden, wie man mit diesem Mann umgehen muss, denn das ist gar nicht so einfach, und dass er dann viel erzählt, das soll ich lieber nicht erwarten. Denn diese Leute sind jetzt vorsichtig geworden.

22. Januar

Heute Abend die Montagsdemonstration. Ich sehe eigentlich nur Fahnen, zehntausend Mal schwarz-rot-gold, Stangen und Tücher hin- und hergeschwenkt, Deutschland, Deutschland über alles. Es erstaunt mich, welche Wucht diese Fahne entfalten kann. Bisher hing sie doch immer nur schlaff und still am Rande von Trauerfeierlichkeiten oder Staatsbesuchen, hier aber schlägt und tobt sie und ist nicht wiederzuerkennen; meist sieht man ohnehin nur das Schwarz und das Rot, denn das Gold ist von der nächsten Fahne immer schon verdeckt, also: zehntausend schwarze und rote Fahnen. Wie auf der schönsten, anarchistischen Demonstration!

Dann, am Dimitroffplatz, es muss schon spät in der Nacht sein (aber im Januar ist es ja immer schon Nacht), am Dimitroffplatz also die Abschlußkundgebung: Menschentrauben, die sich zusammenschieben, wieder still und fast versöhnlich, und vorne bei den Lautsprechern ein paar noch unbekannte Vertreter basisdemokratischer Gruppen. Ihre Reden wirken ungeübt. Oft versteigen sie sich zu Sätzen, die kein Ende finden und dann fast gewaltsam abgebrochen werden müssen, was manchen Redner ziemlich zu erschöpfen scheint. Geduldig hört man ihnen zu, spendet auch etwas Beifall: für die eine oder andere Forderung, für den Ruf nach Demokratie und Umweltschutz, aber erst wenn das Stichwort 'Deutschland' fällt, entsteht ein wahrer Tumult. Dann kann sich kein Redner mehr Gehör verschaffen, "Deutschland" heißt das Wort, das den Leuten auf der Seele liegt, herausgebrüllt will es sein, und die Fahnen gehören in die Nacht gereckt; nur so kann man den fremden Redner zwingen, bei diesem Wort zu bleiben, und nur bei diesem. Jetzt will man sich Deutschland nicht mehr nehmen lassen, von keiner Reform und von keiner sozialen Forderung. So gleicht es einem groben Missverständnis, dass Redner und Demonstranten auf derselben Kundgebung erschienen sind.

Neben mir ein paar Jugendliche. Auch sie halten die Fahne in die Höhe (trotz der Kälte) und wiegen ihr enttäushtes Gesicht hin und her. Alles in diesem Land halten sie für gescheitert. Und Deutschland? Ja, das bedeutet, dass es besser wird, weil die D-Mark kommt und zwar schnell, das ist die Hauptsache, sonst ist bald niemand mehr hier, und die Städte sind leer, weil alles in den Westen gegangen ist. So stehen sie herum und wissen mit ihrer ganzen Revolution nichts anzufangen, als mit der Ausreise zu drohen. Und falls dies überhaupt eine Revolution war, im Oktober, dann hat wohl keine andere jemals so viel Kleinmut ausgelöst, so viel Minderwertigkeitsgefühl. Hier gibt es keine Euphorie, weil man es "denen" mal endlich gezeigt hat, hier gibt es nichts als die Offenbarung eines allgemeinen, gründlichen Versagens.

Und nachts, wenn ich wieder über den Bildschirm hinweg auf die gegenüberliegende Hauswand sehe, diese unbewohnte Fassade, diese leeren Zimmer, in die von der Straße her ein diffuses Licht fällt, dann stelle ich mir wieder die Wohnung vor, die sich über Nacht um ein paar Zimmer vergrößert hat, und ich beginne, die Szene zu variieren. Was ist denn geschehen, als sich herumsprach, unser Land habe sich überraschend um ein paar Städte und Landstriche vergrößert? Man hat nach Reiseführern und Prospekten verlangt, und als man sich schließlich über die ersten Landkarten gebeugt hat, wie hat man gestaunt! Die Namen aller neuen Städte, selbst die der kleineren Orte, kamen einem so bekannt vor. Nicht dass man jemals über sie geredet hätte, nein, das nicht, aber wenn man bisher in der Torgauer Straße gelebt oder einen Freund in der Pasewalker Allee besucht hat, musste man jetzt feststellen, dass Torgau und Pasewalk ja auch die Namen zweier plötzlich aufgetauchter Städte waren. Folglich muss es die ganze Zeit über verborgene Korrespondenzen gegeben haben, Entsprechungen, von denen kaum jemand etwas geahnt hat, ein zweites Leben, eine stille Schattenexistenz. Bisweilen geschieht es einem ja auch, dass man sich fortwährend verspricht. Da nennt man Herrn Wolfram zum Beispiel den ganzen Tag über "Herr Wolfgang", bis einem einfällt, dass man vergangene Nacht von Ausgrabungen und Ruinen geträumt hat und auch von Gassen und Gängen. Und jetzt, wo die nächtlichen Städte so überraschend aufgetaucht sind, kann man diese Gänge bei hellichtem Tage besichtigen.

Allerdings muss man davon ausgehen, dass diese Städte, so verstaubt und verschlafen wie sie jetzt an unseren Grenzen stehen, nicht mehr lange zu besichtigen sein werden. Ihre schattenhafte Ordnung ist ja zusammengebrochen;

deshalb sind sie doch aufgetaucht und verstricken sich jetzt in Chaos und Illusion. Von außen wird man das Spektakel noch eine Weile mit Interesse beobachten, aber dann wird die große Renovierung beginnen. Es würde ja auch niemand auf Dauer einen Menschen ertragen, der sich ständig verspricht. Irrtümer dieser Art fordern eine Korrektur. Folglich wird man diese verstaubten Städte erst einmal ausgiebig an die frische Luft stellen.

23. Januar

Was ich den ganzen Tag mache? Na hör mal, ich schreibe. Offenbar stellst du dir vor, dass ich immer nur in der Stadt herumlaufe und recherchiere. Nein, wenn ich maßstabsgetreu berichten wollte, müsste ich vor allem übers Schreiben schreiben. Und über diese Wohnung: denn der Tisch ist zu schmal, und der Stuhl ist eine Qual (obwohl es sich reimt). Und vielleicht sollte ich auch sagen, dass ich anders lebe, völlig anders, öffentlicher in ganz bestimmtem Sinne. Im Moment gibt es keine Trennung zwischen Alltag und Arbeit, Brief und Literatur, alles vermischt sich. Eigentlich wäre das doch ein Ideal? Aber es ist eher so, dass es mich auslaugt. Es gibt kein Abschalten, keinen Feierabend, kein Entkommen. Was ich auch anfasse: das Notizheft liegt bereit, auch wenn ich nur einen Löffel in die Hand nehme und mich frage, was denn nun der Unterschied zu einem West-Löffel ist. Ich könnte mir nicht einmal die Nase putzen, ohne auf einen aktuellen Bezug zu achten.

25. Januar

Gruber (der Hausmeister) hat gefragt, was denn meine Frau dazu sagt, dass ich so lange weg bin. Na, was sagt sie denn mittlerweile dazu, "meine Frau"? Und wer fragt, was ich dazu sage? Offensichtlich gilt eine zeitweilige Trennung hier als ein Problem von Frauen. Auch nach Bad Ifflingen hat sich Gruber erkundigt: Was, im Schwarzwald liegt das? Ach! Grubers Entzücken ist mein Verdruss. Mit meinen anonymen Beobachtungen wird es wohl bald vorbei sein; man hat mich identifiziert und erzählt es mit verklärtem Blick herum: "der Schriftsteller aus dem Schwarzwald". Plötzlich umgibt mich die Idylle, und ich fürchte, ich werde sie so leicht nicht wieder los.

Ich habe es ja schon gesagt: am Zusammenbruch dieses Staates ist nicht viel zu beobachten. Der politische Aufbruch ist bereits Erinnerung geworden, während

ich mich noch zu Hause auf ihn vorbereitet habe. Mit spektakulären Ereignissen habe ich ja nicht wirklich gerechnet, aber dass der Zerfall einer Ordnung so ungeheuer ordentlich vor sich geht, das hätte ich nicht erwartet. Der eigentliche Bruch geschah im vergangenen Herbst, das war schon alles. Was danach kam, war keine Umwälzung, es war das Warten auf den Westen. Der alte Staat, den es ja noch gibt, ist eigentlich nur damit beschäftigt, sich auf den Westen vorzubereiten. Das mag noch ein paar Jahre dauern, aber in dieser Vorbereitung sitzt bereits die neue Macht, nicht persönlich und konkret, (noch nicht einmal abstrakt), sondern lediglich hypothetisch. "Im Westen würde man es soundso machen", heißt es jetzt überall. Man hat der Macht, die noch gar nicht eingezogen ist, schon einmal den Thron bereitet. Und darauf sitzt nun einstweilen diese Hypothese. Aber so etwas funktioniert! Man gehorcht in allen Städten und Bezirken. Was ich hier erfahre, ist nicht die Lücke zwischen zwei Gesetzen und nicht die Anarchie, es ist die Wirksamkeit eines imaginär besetzten Throns.

Dass dieser Zusammenbruch so unauffällig verläuft, schafft allerdings ein Problem: Ich suche den roten Faden, den großen Bogen, die klare Linie. Es zerfällt mir ja alles in Einzelaspekte: Opernrestaurant, Archivar, Kaufhalle.